

Nekr K 0015

~~PK 775 ke,~~

Keller, Ferdinand

1800-1881



Zentralbibliothek Zürich



ZM01383336

Correspondenzen sind an die Redaction, Inserate dagegen an die Expedition franco zu richten. Der Insertionspreis wird tarifmässig billigst berechnet.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg. Verantwortlicher Redacteur: Otto Braun in Augsburg.
Für den Inseratenthail verantwortlich: W. Reil in Augsburg.

U e b e r s i c h t.

Dr. Ferdinand Keller. (Nekrolog.) — Hans Makarts „Sommer.“ Von Fr. Pecht. — George Sand's Briefwechsel. (III. Schlussartikel.)
Neueste Posten. Aus Bayern: Allgemeiner bayerischer conservativer Wahlverein. Nachwahl in Augsburg. Paris: Zum Wahltermin. Die republicianische Linke. Aus Algerien. Saint-Gyr. — Verschiedenes.

Telegramm des Wolff'schen Bureau's in Berlin.

* **Haag, 28 Juli.** Die erste Kammer genehmigte mit 21 gegen 16 Stimmen die die Verbesserung des gegenwärtigen Canals von Amsterdam nach dem Rhein bezweckende Vorlage.
Weitere telegraphische Berichte siehe fünfte Seite.

Dr. Ferdinand Keller.

I. B. **Zürich, 25 Juli.** Der Name der Keller von Zürich hat einen hellen Klang. Wenn der Jurist ihn vernimmt, denkt er an den in Berlin verstorbenen Staatsmann und Rechtslehrer Friedrich Ludwig v. Keller; derjenige Gottfried Kellers schwebt heute auf allen Lippen; ein dritter dieses Namens, Ferdinand Keller, der weltbekannte Entdecker der Pfahlbauten, hat sich letzten Donnerstag den 21 Juli hochbetagt und lebensatt zum Sterben hingelegt, und seit Sonnabend wölbt sich der Hügel über ihm. Im letzten December feierten wir seinen achtzigsten Geburtstag, und ich hat den alten, immer noch rüstigen Herrn, mir zur Herstellung einer Festschrift einige Mittheilungen aus seinem Leben aufzeichnen zu wollen. Heute erscheint es als Pflicht, die schlichte Skizze unverändert den vielen Freunden des Seligen zu übergeben.

„Ferdinand Keller wurde Ende Decembers (am 24.)¹⁾ 1800 im Schloß zu Marthalen (Zürich) geboren, wo sein Vater, der fast zeitlebens kränklich war, sich auf den Rath von Anverwandten und Freunden ein wenig mit Landwirtschaft zu beschäftigen beschloß. Nach einem sechsjährigen Aufenthalt in dieser Gegend siedelten die Eltern wegen Mangelhaftigkeit des Schulunterrichts in das benachbarte Winterthur über, wo der Knabe bis zum zehnten Jahre die Stadtschule besuchte und längere Zeit von dem bekannten Verfasser der „Gertrud von Wart“, J. C. Appenzeller, nachmaligem Pfarrer zu Biel, Privatunterricht erhielt. Im Jahre 1811 wurde der Wohnort von Neuem geändert, weil der Vater in seine Heimath Zürich zurückzufahren strebte. Hier trat der Junge in das sogenannte Hardmeier'sche Institut in der Frochau, in welchem auch Mädchen saßen, ein, wo er zum Nachbarn den späteren Bibliothekar Dr. Jakob Horner hatte, mit dem er fortan in der Bürger- und Gelehrtenschule, auch wenn Parallellassen vorkamen, sowie am Gymnasium bis nach Beendigung der philosophischen und theologischen Studien vereinigt blieb. Anstatt sich dem geistlichen Stande zu widmen, wofür er keine besondere Vorliebe empfand und zu diesem Ende gleich seinen Studiengenossen eine deutsche Universität zu beziehen, wanderte er im Herbst 1825 nach der Versammlung des Jünglingsvereins, zu dessen Gründern (1819) er gehört, nach Lausanne und im folgenden Frühjahr nach Paris und besuchte hier bis Ende des Jahres naturwissenschaftliche Vorträge in den berühmten Anstalten der Sorbonne und des Collège royal; daneben versäumte er nicht, die verschiedenen Museen eifrig zu studieren. Gegen Ende des Jahres trat eine unerwartete Wendung in seinem Lebensgange ein. Auf seiner Reise durch die Schweiz hatte ein reicher und vornehmer Engländer, Henry Seymour, Mitglied des Parlaments, viel Rühmliches von den Erziehungsanstalten der Schweiz vernommen und in Zürich den allgemein bekannten Professor Caspar v. Drelli um den Namen eines seiner Schüler gebeten, den er als Erzieher für seinen Sohn²⁾ gewinnen und nach England bringen könnte. In Paris fand er den jungen Zürcher ganz bereit, ihm zu folgen. So verlebte derselbe theils in der Hauptstadt, theils in verschiedenen Willen des Landes vier Jahre, während welcher die Insel und in zweimaligem Besuche auch ein Theil des Continents in starken Eilmärschen durchfahren wurde. Im Jahre 1831 sah Keller seine Heimath wieder, nicht, wie er dachte, um dort zu bleiben, sondern in der Hoffnung, sich von den Folgen eines langwierigen Leberleidens, das er sich bei der Eröffnung der Eisenbahn Liverpool-Manchester zugezogen und von dem er sich nie mehr gehörig befreien konnte, zu erholen. Allein eine Aufforderung von Seite seiner Freunde, die Lehrstelle der englischen Sprache an dem neugegründeten technischen Institute (dem Vorläufer der Industrieschule) zu übernehmen, ferner die Wahl zum Actuar der naturforschenden Gesellschaft hielten ihn trotz der Einladung seiner englischen Freunde zu Hause zurück. In letzterer Eigenschaft veröffentlichte er einige Neujaßblätter für die naturforschende Gesellschaft, welche von den Karrenfeldern, den Eishöhlen und Windlöchern in den

Alpen handeln, ferner: die Lieferlegung des Lungernsees, die Schilderung der von Zürich aus sichtbaren Gebirge etc. Ein Moment von bedeutender Wichtigkeit war für ihn die Entdeckung der Grabhügel im Burghölzli, Denkmäler, welche bis dahin in der Schweiz völlig unbeachtet geblieben waren und deren Auffindung und Untersuchung zur Gründung der antiquarischen Gesellschaft führte. Zur Anerkennung für die verschiedenen wissenschaftlichen Thätigkeiten ernannte ihn im Jahre 1847 die hiesige Universität zum Doctor der Philosophie honoris causa. Von nun an betrachtete Keller die Förderung der antiquarischen Gesellschaft als seine Lebensaufgabe. Nach der Aufzeichnung der Grabhügel war es die Erforschung der Trümmerstätten römischer Gebäude in allen Theilen der Schweiz, welche nun seine Kräfte in Anspruch nahm. Diese Aufsuchung fand natürlich damals nicht per Eisenbahn, sondern zu Fuß statt, und die Angaben in der „Archäologischen Karte“ liefern den Beweis, mit welchem Eifer die Arbeit vorgenommen wurde. Auch auf die Beschreibung und Abbildung mittelalterlicher Denkmäler war das Bestreben des Vereins gerichtet. Mit den in den Grabhügeln des Burghölzli gefundenen Schmuckstücken und Waffen gründete Keller die Sammlung der jetzt im Helmhaus zur Besichtigung ausgestellten Alterthümer. Der Anfang war so gering, daß er den damaligen Bestand der Alterthumsammlung beim Bezug der neuen vom bürgerlichen Stadtrathe der Gesellschaft überlassenen Localitäten ohne Mühe in einer Schachtel von der Meisenzunft aufs Helmhaus hinübertragen konnte. Weit aus die meisten Objecte, aus denen die Sammlung besteht, sind nachher in einer verhältnismäßig kurzen Zeit durch seine Bemühung hinzugekommen. Zu einer weiteren Entwicklung der Thätigkeit des Vereins gab der Burghölzli-Fund Veranlassung, indem er den Stoff zur ersten Publication der Gesellschaft lieferte, welche von nun an regelmäßig mit schriftstellerischen Arbeiten auftrat. Um wo möglich eine Uebersicht der keltischen, römischen und alemannischen Alterthümer des Landes zu gewinnen, machte Keller jeden Sommer einen längeren Aufenthalt in irgend einer Ortschaft, die antiquarische Ausbeute versprach.

„Ein wichtiges Ereigniß für die antiquarische Gesellschaft, sowie für die Alterthumskunde überhaupt war die Entdeckung der Pfahlbauten im Winter 1853/54. Schon mehrere Jahre vorher hatte Ferdinand Keller zu Männedorf (am Zürichsee) der Ausbaggerung einer „Habe“ (kleiner Hafen für Schiffe) beigewohnt und die Kunde nach Hause gebracht, daß er die Reste einer uralten Gerberei unmittelbar am Ufer des Sees aufgefunden habe; allein erst bei dem nächsten Wasserstande (sogenannten Jahres, als zu Obermeilen eine Menge Reste von Seewohnungen, denen er den Namen „Pfahlbauten“ gab, zu Tage traten, begann die von vielen Forschern anfangs bezweifelte Wichtigkeit der Annahme solcher Niederlassungen feste Gestalt zu bekommen. Da bald nachher auch am Bielersee dieselbe Erscheinung beobachtet worden war, bereiste er alle bisher vermutheten oder bekannt gewordenen Seestationen und publicirte dann seinen ersten Bericht, der überall großes Aufsehen erregte und in alle neueren Sprachen übersetzt wurde. Diese Berichte sind indessen auf acht angestiegen. In Folge dieser Entdeckungen ersuhr die antiquarische Sammlung eine bedeutende Bereicherung, die jetzt noch den Kern der Anstalt bildet. Zugleich trat die Gesellschaft in nähere Verbindung mit Akademien und gelehrten Vereinen in Frankreich, Italien, England, Deutschland, Oesterreich, Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland und Nordamerika. Für seine Bemühungen rücksichtlich der Erforschung dieser culturgeschichtlichen Epoche wurde Keller vom In- und Auslande reichliche Anerkennung zutheil, die in der Ernennung zum Mitglied einer großen Zahl von ausländischen Vereinen und der Verleihung von Orden bestand, wozu noch ein Geschenk von Seite der antiquarischen Gesellschaft, nämlich ein prachtvoller silberner Pokal kam. In den Mittheilungen der Gesellschaft, sowie auch in dem historischen und antiquarischen Anzeiger machte Keller eine Reihe von neuen Erscheinungen und Thatfachen archäologischer Natur bekannt und war fortwährend eifrig bestrebt, die antiquarischen Sammlungen zu äufnen und das Interesse für die Sitzungen und die schriftstellerische Thätigkeit der Gesellschaft lebendig zu erhalten. Als im Jahre 1871 sein treuer Freund und Gefährte Dr. Meyer-Dasner plötzlich starb, beschloß Keller nach vierzigjähriger Präsidentschaft im 71. Lebensjahre das Steuer des antiquarischen Schiffleins jüngerer Händen zu überlassen und erhielt nach seinem Wunsche Hrn. Professor Dr. Gerold Meyer v. Knonau zum Nachfolger.“

Soweit Keller selbst. In einer langen Reihe von Abhandlungen, welche unbergängliche Bieder der Zürcher „Mittheilungen“ sind, hat er das Interesse für historische und archäologische Fragen der verschiedensten Epochen, zunächst des Mittelalters, der römischen und seit seiner Pfahlbautenentdeckung der prähistorischen Zeit wachgerufen und in Verbindung mit treuen Gehülfen das reiche antiquarische Museum angelegt. Seine Forschungen sind zum größten Theil in den von ihm gestifteten und auf 20 Bände angewachsenen „Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich“ niedergelegt. Es sind folgende: Bd. I. Keltische Grabhügel im Burghölzli bei Zürich, 1837. Die römischen Gebäude zu Kloten bei Zürich, 1838. Ausgrabungen auf dem Uetliberg, Lindenhof bei Zürich, 1839. Großmünster in Zürich (Architektur), 1841. — Bd. II. Afenau und Lützau im Zürichsee, 1843. Helvetische Waffen und Geräthschaften, 1844. Notizen über die Bauart und das Stiff Großmünster, 1844. — Bd. III. Wandverzierungen in einem Zürcher Chorherrenhause, 1846.

¹⁾ Dieß ist das zuverlässige Datum und nicht der 20 December. Ferdinand Keller stammt, wie der Pandektist Ludwig v. Keller, aus dem 1487 von König Maximilian in den Adelsstand erhobenen Geschlechte derer vom Steinbock in Zürich.

²⁾ Henry Dauby Seymour, der Jüngling, ebenfalls Mitglied des Parlaments, starb im Jahr 1878. Er hat sich durch vielfährige Reisen im westlichen Asien, in Ostindien und Nordamerika, durch seine Reden im Parlament und als Schriftsteller bekannt gemacht. Großen Beifall erwarb sich seine Beschreibung vom Schwarzen und Rapschen Meer, seine Uebersetzung der Geschichte von Aegypten durch Brugich u. a. m.

Helvetische Heidengräber und Todtenhügel, 1846. Allgemeine Bemerkungen über die Heidengräber der Schweiz, 1847. Ekkehardi benedictiones ad mensas, Felix Hemmerlins Doctordiplom. Goldschmuck und christliche Symbole zu Lunnern, 1847. — Bd. VI. Necrologium von Reichenau, 1848. Beschreibung von Alt- und Neurapperswil, 1849. — Bd. VII. Bilder und Schriftzüge aus irischen Manuscripten, 1851. Keltische Vesten bei Schaffhausen, 1853. — Bd. IX. Städte und Landesiegel von Schaffhausen und Appenzell, 1856. Keltische Pfahlbauten, 1. Bericht, 1854. — Bd. XI. Sarazenen in der Schweiz, 1856. Die Tapete von Sitten, 1857. Der Dom von Chur, 1857. — Bd. XII. Pfahlbauten, 2., 1858. Römische Ansiedelungen in der Ostschweiz, 1. Abtheilung, 1860. — Bd. XIII. Pfahlbauten, 3., 1860. — Bd. XIV. Pfahlbauten, 4., 1861. Pfahlbauten, 5., 1863. — Bd. XV. Römische Ansiedelungen in der Ostschweiz, 2. Abtheilung, 1864. Statistik der römischen Ansiedelungen in der Ostschweiz, 1864. Erster Nachtrag zu den Inscriptiones confederationis helveticae, 1865. Pfahlbauten, 6., 1867. — Bd. XVI. Helvetische Denkmäler: 1) Refugien, 1869. — Bd. XVII. Helvetische Denkmäler: 2) Schalensteine, 1870. — Bd. XX. Pfahlbauten, 8., 1879. Separatim erschienen: Bauris des Klosters St. Gallen vom Jahre 820 (1844) und die Archäologische Karte der Ostschweiz (1874). Dazu kommen eine Menge von Mittheilungen in dem lange von Keller redigirten „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde“ und dem „Anzeiger für schweizerische Geschichte.“

Keller gebührt auch das Verdienst, einen kleinen Kreis eng unter sich verbundener Freunde in den Dienst der antiquarischen Gesellschaft und der Wissenschaft gezogen, angeregt und gefördert zu haben. Unter den Verstorbenen sind zu nennen H. Meyer, L. Etmüller, J. J. Müller, der Historiker. Namentlich aber hat er auch fremde Gelehrte, welche vorübergehend in Zürich wirkten oder noch wirken, für die Sache der antiquarischen Gesellschaft gewonnen, so Th. Mommsen, W. Lübke, C. Burian, G. Köchly, R. Diltz, G. Kinkel, D. Benndorf, G. Runge u. A.

Nach seinem Rücktritt von der Leitung der Geschäfte blieb Ferdinand Keller Ehrenpräsident der Gesellschaft; nur selten noch nahm er an den Sitzungen theil, desto eifriger bethätigte er sich in den Sammlungsräumen, und zwar bis auf die jüngsten Wochen, beständig etwas bastelnd, etikettirend, mit Juden und Christen feilschend, Fremde empfangend. Den 50jährigen Stiftungstag (1 Juni 1882) der antiquarischen Gesellschaft sollte er nicht mehr erleben; dafür hatte er die Freude, seinen 80. Geburtstag festlich begangen zu sehen. Zwei Festschriften wurden dem ehrwürdigen Greis überreicht und die k. bayerische Akademie der Wissenschaften hatte ihn auf diesen Tag zu ihrem correspondirenden Mitglied ernannt. Ihr folgte noch jüngst die Archäologische Gesellschaft in Berlin, welche den hochverdienten Forscher mit ihrem Ehren-diplom erfreute. Die Stadt Zürich setzte in den letzten Jahren ihrem Mitbürger eine bescheidene Pension aus.

Ferdinand Keller blieb unvermählt. Jüngere Freunde pflegte er mit der Anekdote vom Mann ohne Stock zum Heirathen aufzumuntern. Jener sei ohne Reisetab von Haus weggegangen, habe sich aber im Wald eine Stütze schreiben wollen; dieses Stämmchen kam ihm zu schlank, jenes zu urgefällig vor, und wie er sich noch unschlüssig umsah, war der Wald durchschritten. So sei unser Mann ohne Stock und Stab geblieben.

Das Andenken Ferdinand Kellers wird in Ehren fortleben. Uns ist der freundliche weiße Herr mit den buschigen graisen Augenbrauen unvergänglich. So oft wir ihn sahen, stand er arbeitend am Fenster seines hochgelegenen Stübchens auf der Stadtbibliothek und schaute dann und wann von seinen Fundstücken in Stein, Bronze und Eisen hinaus über den blauen See, in welchem die untergegangene Welt seiner alten Pfahlbauer ruht.

Hans Makarts „Sommer.“

Von Friedrich Pecht.

* „Schreiben Sie nur recht vornehm, recht von oben herunter, nehmen Sie ja nichts ernsthaft, unser Publicum wünscht das so,“ sagte mir vor einiger Zeit einmal ein Literat, als er mich zur Mitarbeit an seiner neubegründeten Revue einlud. Allerdings gehörte er selber zum ältesten Adel der Welt, da er direct von Jakob abstammte. Diese Vornehmthueri — die Engländer heißen es „Snobismus“ — ist ein um so charakteristischerer Zug unserer modernsten Literatur geworden, je mehr ihr der wahre Adel der Empfindung wie das einfache und gesunde sittliche Gefühl abhanden gekommen sind bei ihrer beständigen Nachahmung französischer Muster. Vielleicht verschuldet es auch diese zur unausstehlichsten Mode gewordene Art, daß wir nur noch so wenige Dichter besitzen, die das Herz unseres Volkes wahrhaft sympathisch zu berühren verstehen wie es ein Scheffel, Gottfried Keller neben Auerbach und Fritz Reuter fast allein noch thun oder gethan, welchen allen gewiß noch nie Jemand die Vornehmthueri nachgesagt. Dafür besitzen sie allerdings eine Keuschheit der Empfindung, die zwar nicht national ist, den literarischen Speculanten aber nur zu sehr abgeht, wie sie denn auch mit höflicher Glätte nichts zu schaffen hat. Denn sei auch unser Volk zwar der größten Idealität, der höchsten Aufopferung, der makellosten Lauterkeit fähig, so bleibt es doch wie alle germanischen Stämme durchaus bürgerlich und nicht aristokratisch angelegt. Gerade die letzteren Eigenschaften gehören nicht nothwendig zum Begriff der Vornehmheit, die sogar recht viel Trivialität und inneren Schmutz verträgt, wenn nur die Handschuhe, die sie darüber anzieht, von untadelhafter Reinheit sind. Um so mehr schließt sie alle Heftigkeit, alles Pathos, alles Reigen starker und tiefer Empfindung unfehlbar aus, wenn auch keineswegs die eifrigste Kälte, den gränzenlosesten Egoismus, sobald sie sich nur in gelassene, leichte und graciöse Form kleiden.

Dieselbe Richtung des Parvenu's, der den Edelmann spielt, haben wir aber auch in der Malerei. Während ein Dürer oder Holbein so wenig als sämtliche Florentiner des quattro cento vornehm sind, sondern oft recht eifrig, während selbst ein Rafael bei seinen himmlischen Gestalten noch im-

mer trotz allen echten Abels noch etwas Bürgerliches hat — man denke nur an seinen Leo X, ja an alle seine anderen Portraits, oder gar an seine Cartons zur Apostelgeschichte, diese Apotheken armer Fischer und Bauern — so haben es dagegen gar viele der Maler, die nach der siegreichen kirchlichen und politischen Reaction in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auftraten, von Paul Veronese bis auf Van Dyck. Trägt bei Rubens der derbe Flämänder über den diplomatisch kühlen Maler meistens den Sieg davon, so beurkundet er doch seine Vornehmheit wenigstens durch die innere Kälte, die ihn selten zum Herzen sprechen, fast nie uns erheben und erschüttern läßt.

Unter allen neueren Malern verbindet aber Hans Makart ganz unzweifelhaft am meisten graciöse Vornehmheit mit einem Minimum von Adel und Tiefe der Empfindung. Ja, er ist oft ein rechtes Beispiel, wie leer uns selbst die reizendsten Kunstwerke lassen, wenn sie nur zu den Sinnen und nicht auch zum Gemüth sprechen. Dafür liefert sein heutiges entzückendes Bild unstreitig auch wieder den schlagendsten Beweis, fast noch mehr als alle früheren. Aber freilich dauert die Entzückung gerade nur so lange als man davor steht! Es zeigt bekanntlich wiederum eine Badescene, die ihm Gelegenheit bot die entzückten Leiber schöner Frauen mit anderen in mittelalterlicher Tracht zu mischen, die nebenan, unwahrscheinlich genug, sich mit Schachspiel unterhalten, während eine eben aus dem Wasser gestiegene, in den köstlich gemalten Bademantel gehüllt, sich darein mischt, eine zweite auf reichem Lager entzückt ruhende wohl ein wenig symbolisch herumflatternde Schmetterlinge anlockt und eine dritte eben sich das Hemd anziehen will. Vorn wird dann von einer Wärterin der prächtigste Knabe strampelnd im Wasser gehalten, mit dem ein auf der zu demselben führenden Treppe gelagerter graciöser Badfisch scherzt. Ueber dem allem wölbt sich die köstlich erfundene Renaissance-Architektur einer prächtigen Villa und links schließt das Wasserbassin mit der Aussicht auf einen ganz gobelinartig gemalten Park ab. Reiche purpurrothe und blaue Gardinen dienen offenbar dazu den zum An- und Auskleiden bestimmten Porticus, unter dem wir stehen, vor neugierigen Blicken abzuschließen, wobei sie einen so brillanten Hintergrund bilden, daß jeder andere als Makart verzweifeln müßte, davon noch helle Figuren glücklich abzuheben, während ihm das wunderbar gelang.

Offenbar hat sich der Künstler diesmal das coloristische Problem gestellt, zu zeigen, daß er recht wohl im grauen Silberton malen könne, was ihm denn auch ganz außerordentlich gelungen ist; in dieser Beziehung zeigt das Bild einen wonnigen Morgenglanz, eine Art coloristischer Unschuld, daß man darüber beinahe die sehr viel fraglichere der Damen vergißt, bei deren Mehrzahl man allerdings, wie so oft bei ihm, viel weniger im Zweifel bleibt, ob sie aus einem vornehmen, als ob sie aus einem honetten Haus stammen, was bekanntlich bisweilen zweifelhaft ist. Darin steht Makart ganz auf gleicher Höhe mit sämtlichen französischen Mode-Malern, aber er übertrifft sie weit in der Natürlichkeit der Empfindung; im Gegentheil düften wir heute sehr wenige Künstler haben, deren Figuren sich so vollkommen unbefangen benehmen, so frei von aller Ziererei sind. Ebenso entwickelt er auch hier wieder in der Erfindung wie Ausführung aller rein malerischen Dinge, der Architektur, der Landschaft, der Prunkgewänder und der Carnation, eine wo möglich noch genialere Leichtigkeit, noch sinnbetreffendere Pracht als in seinen früheren Bildern, und wenn gewiß keine dieser Frauen uns den Verdacht einflößt, daß sie etwa zu geistreich sein könnte, so entschädigen sie uns dafür durch eine um so herausragendere Schönheit und vornehmere Anmuth. Sie thun dieß trotz der oft unglaublich flüchtigen Ausführung einzelner Theile, wie der Hände und Füße oder selbst der oft vernachlässigten Zeichnung. Diese stört uns schon darum nicht, weil das Ganze wie eine riesige Skizze behandelt ist, und weil wir, trotz aller Fehler, keinen Augenblick daran irre werden, daß er es nicht recht wohl hätte besser machen können, wenn es ihm beliebt hätte. Freilich vergißt man seine schönen Frauen eben so schnell, wenn man ihnen den Rücken dreht, als sie uns entzücken, solange wir sie sehen. Dadurch unterscheiden sie sich gründlich von denen eines Tizian, Palma oder gar Rafael, die man nur einmal gesehen zu haben braucht, um sie zeitlebens nie mehr aus dem Sinne zu verlieren. Mit einer oder zwei Ausnahmen sind sie diesmal wiederum schöne Larven, hinter denen keine Seele wohnt. Und dennoch üben sie diesen unwiderstehlichen Zauber? Damit kommen wir nun auf einen Punkt, wo ich voraussetze, daß man mir wieder einmal den mehr oder weniger aufrichtig gemeinten, aber um so wohlfeileren Vorwurf des Widerspruchs mit mir selber machen wird, als man in einem für die Frage des Augenblicks geschriebenen Journal-Artikel nicht alle die Einschränkungen machen, die Erläuterungen geben kann, wie in einem kunstgeschichtlichen Handbuch für philosophisch geschulte Staatsbürger. Wenn man doch einmal bei den Herren, die ihn regelmäßig erheben, falls sie gerade nichts Besseres zu sagen wissen, auch dreißig Jahre zurückgreifen wollte, um ihn zu motiviren, wie bei mir, wie ginge es ihnen wohl da? Ich meinerseits müßte sie sogar verachten, wenn sie in so langer Zeit immer auf demselben Standpunkt verharrt, also nichts gelernt und nichts verschmäht hätten. Indeß ist eine solche Entschuldigung hier nicht einmal nothwendig, da es mir gewiß nicht eingefallen ist großen Coloristen, wie Makart, denselben Rang anzuweisen zu wollen als jenen seltenen Componisten, welche, wie ein Cornelius, die höchsten und letzten Fragen des Daseins in so erhabener Weise zu behandeln verstehen, daß sie unser Innerstes ergreifen. Das kann der Colorist schon darum nicht, weil sich die Farbe zur Zeichnung verhält wie das unbestimmte Gefühl zum Gedanken.

Jedes Bild aber wirkt in zweierlei Arten aufs Gemüth: durch die Form und ihren geistigen Ausdruck und durch das rein sinnliche Element der Färbung. Diese aber besteht aus gemalten Tönen ganz so wie eine Symphonie aus klingenden. Wie diese dem keinen Eindruck macht, dem das musikalische Gehör fehlt, ja ein völlig unverständlicher Lärm sein kann, so setzt auch die Sprache der gemalten Töne ein weit gebildeteres Auge voraus, ist viel ärmer und schwerer zu verstehen, als die der Formen und Geberden, des seelischen Ausdrucks. Specieell die Deutschen haben für die Tonsprache